

tätigkeit Friedrichs II. auf den mustergültigen Editionen der Konstitutionen von Melfi (1996) und des Registerfragments von 1239/40 (2002). Anregungen der neueren mediävistischen Forschung zur Macht der Rituale, zu den Formen symbolischer Kommunikation und zur politischen Bedeutung von Ehre und Schande wurden aufgegriffen und weiter fruchtbar gemacht. Ähnliches gilt für die Methoden der Netzwerkanalyse, womit sich der Rezensent freilich nicht auskennt. Wahrscheinlich eignet sich das Buch nicht als Reiselektüre. Aber wer es zur Vorbereitung eines Aufenthalts in Süditalien heranzieht, wird seine zweifellos tiefen Eindrücke so verarbeiten können, wie es die frühneuzeitliche Apodemik von jedem Reisenden verlangt: als „wohlunterwiesener Passagier“. Folker Reichert

Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hg.), *König Rudolf I. und der Aufstieg des Hauses Habsburg im Mittelalter*. Darmstadt: wbg Academic 2019. 512 S., 55 s/w Abb. ISBN 978-3-534-27125-2. Geb. € 80,-

Der vorliegende Sammelband bildet den Ertrag eines Symposions, das 2018 von der Europäischen Stiftung Kaiserdom in Speyer veranstaltet wurde. Die Stiftung verfolgt die wissenschaftliche Erforschung des Doms zu Speyer und hat dazu bereits mehrere Bände vorgelegt. Den konkreten Anlass für diese vierte Tagung bot die 800. Wiederkehr des Geburtstages von Rudolf von Habsburg (1. Mai 1218).

In seiner Einführung (S. 1–7) betont der Herausgeber Bernd Schneidmüller die dreifache Zielrichtung der Tagung: Sie gilt zunächst dem Beitrag Rudolfs von Habsburg zur Konsolidierung von Dynastie und Königtum, dann dem besonderen Verhältnis der habsburgischen Herrscher zur Speyerer Domkirche und zur Stadt Speyer, und drittens dem Aufstieg des Hauses Habsburg zur Universalherrschaft am Beginn der Frühen Neuzeit.

Den Tagungsbeiträgen vorangestellt ist der erweiterte Text des öffentlichen Abendvortrags von Bernd Schneidmüller (S. 9–42). In eindrucksvoller Weise gelingt es Schneidmüller, die Fülle von Anekdoten und Erzählungen, die schon die Zeitgenossen über Rudolf von Habsburg kolportierten, in Geschichte aufzulösen und dadurch die historische Bedeutung des Habsburgers zum Vorschein zu bringen. Rudolfs Herrscherleistung, so das Fazit, bestand nicht nur in der Konsolidierung des Königtums und im Erwerb der österreichischen Besitzungen für die Habsburger. Zukunftsweisend für die Stabilität des Reiches wurden auch Vorstellungen zur ständischen Gemeinschaft gerade der österreichischen Lande.

In dem Kapitel „Die Erneuerung der Königsgewalt im Reich“ widmen sich drei Beiträge den Anfängen der Habsburger und der Königspolitik Rudolfs. Martin Kaufhold (S. 43–56) stellt in einem knappen Überblick drei Herrschaftstechniken vor, die seiner Meinung nach zur Konsolidierung von Rudolfs Herrschaft beigetragen hätten: Rudolfs Selbstbehauptung in schwierigem Umfeld, seine geschickte Einbindungspolitik und schließlich eine besondere kommunikative Strategie. Gerade auf die Kommunikation von Herrschaft und ihrem Anteil an der Herrschaftsbildung legt die jüngere Forschung derzeit ein Hauptaugenmerk. Insofern ist der Beitrag von Martina Stercken (S. 57–82) eine außerordentlich fundierte Analyse der frühen habsburgischen Herrschaft zwischen Oberrhein und Alpenkamm. Herrschaft wird demnach in drei Bereichen sichtbar: durch konkreten territorialen Besitz („Raummarker“), durch Verschriftlichung von Herrschaftsansprüchen über Urkunden und Urbare und durch narrative Deutung der habsburgischen Herrschaft in historiographischen Werken.

Die spezifische Bedeutung der Reichskleinodien unter den habsburgischen Königen Rudolf von Habsburg, Albrecht I. und Friedrich dem Schönen arbeitet der Beitrag von Andreas

Büttner (S. 83–114) heraus. Das Bemühen um die Verfügbarkeit über die herrscherlichen Insignien changierte; unter Friedrich dem Schönen wird die legitimatorische Komponente der Krönungsinsignien besonders deutlich. Die Übergabe der Reichskleinodien an die Wittelsbacher 1324 beendete zunächst die Verfügbarkeit über die Reichsinsignien und gleichzeitig auch den Anspruch der frühen Habsburger auf die Herrschaft im Reich.

Unter dem Titel „Herrschaftsräume und Aufstieg der Habsburger zur europäischen Dynastie“ sind die nächsten vier Beiträge zusammengefasst. Christina Lutter (S. 115–140) stellt dabei in großen Linien die Herrschaftspraxis in den sogenannten österreichischen Erbländern vor. Für die Dynastie, das „Haus Österreich“, werden gerade diese Territorien (das ursprüngliche babenbergische Herzogtum, daneben Steiermark und Kärnten und schließlich die Grafschaft Tirol) im Verlauf des 14. Jahrhunderts die Basis für die habsburgische Hausmachtspolitik – trotz aller divergierender Entwicklungen und Herrschaftsteilungen.

Komplementär dazu betrachtet Dieter Speck (S. 141–156) den habsburgischen Herrschaftsraum am Oberrhein. Speck entwickelt einen differenzierten Blick auf diese habsburgischen Gebiete. Unter König Rudolf lassen sich zunächst Expansionsbestrebungen im ehemaligen Herrschaftsbereich der Zähringer konstatieren, etwa im Elsass, im Aargau oder im Zürichgau. Im gesamten 14. Jahrhundert waren die Konflikte mit der entstehenden Eidgenossenschaft prägend, mit der für die Habsburger katastrophalen „Paralysierung der Dynastie“ in den Vorlanden nach der Schlacht bei Sempach 1386. Mit dem Verlust des Aargaus 1415 blieb die „eidgenössisch-militärische Dominanz“ bestehen, das Ringen um eine Koexistenz zwischen Habsburg und der Eidgenossenschaft fand in den Erbeinigungen von 1477 und 1511 einen vorläufigen Abschluss.

Julia Hörmann-Thurn und Taxis untersucht die habsburgischen Ehen im 13. und 14. Jahrhundert vor dem Hintergrund ihrer politischen Instrumentalisierung und stellt ihrem Beitrag einleitend einen Überblick über Motivkonstellationen solcher dynastischen Eheprojekte voran. Die Königswahl 1273 öffnete für Rudolf Türen, denn dem Habsburger gelang es, seine Töchter mit fürstlichen Familien des Reiches zu verbinden. In auffälliger Weise orientierten sich die realisierten Eheverbindungen an der territorialen Schwerpunktverlagerung in den Südosten des Reiches. In der Enkelgeneration Rudolfs I. sind dagegen verstärkt Heiratsallianzen nach Lothringen, Frankreich, Savoyen oder Aragon zu beobachten. Eine „Konstante im habsburgischen Heiratsverhalten“ blieben die Wittelsbacher: Insgesamt fünf Ehen zwischen den beiden Dynastien lassen sich in diesem Zeitraum feststellen, wie sich aus den beigefügten Tabellen entnehmen lässt. In einer kleinen Skizze nimmt Christian Lackner die habsburgischen Universitätsgründungen im Spätmittelalter in den Blick (S. 187–201). Mit Wien (1365), gestiftet durch Herzog Rudolf IV., und Freiburg (1455/58) sind die Habsburger an beiden universitären Gründungswellen im späten Mittelalter beteiligt.

Die nächsten beiden Beiträge führen wieder in den Dom zu Speyer zurück und beleuchten zwei breit rezipierte Kunstdenkmale. Die berühmte Grabplatte Rudolfs von Habsburg in der Krypta des Doms unterzieht Matthias Müller (S. 203–236) einer eingehenden Analyse mit weitreichenden, überzeugenden Schlussfolgerungen. Müller kann zeigen, wie stark das angeblich zeitgenössische Antlitz Rudolf durch die restaurativen Eingriffe des 19. Jahrhunderts geformt wurde. Auch sei das Grabbild gar nicht für den Dom gefertigt worden, sondern ursprünglich für den Speyerer Johanniterhof (dort war Rudolf am 15. Juli 1291 vermutlich gestorben). Das Grabbild sei demnach keine Grabplatte, sondern vielmehr als Epitaph zu interpretieren. Müllers Erkenntnisse dürften weitere wissenschaftliche Diskussionen und Untersuchungen nach sich ziehen.

Auch der Beitrag von Gabriele Köster stellt ein berühmtes Artefakt aus der Bischofskirche in den Blickpunkt: das von Kaiser Maximilian und dem Domkapitel Speyer geplante, aber unvollendet gebliebene Grabdenkmal für die in Speyer bestatteten mittelalterlichen Herrscher (S. 237–268). Schon 1503 sind erste Überlegungen von Seiten der Speyerer Geistlichkeit zur Neugestaltung der Kaisergräber belegt. 1512 ergriff dann der Kaiser die Initiative zur Gestaltung eines Memorialprojektes, das ein knappes Jahr später bei dem renommierten Salzburger Bildhauer Hans Valkenhauer mit einem detaillierten Vertrag in Auftrag gegeben wurde. Die Arbeiten gerieten ins Stocken, 1521 kamen die Bemühungen vollends zum Erliegen. Die bis dahin fertiggestellten Figuren verblieben in Salzburg und sind größtenteils auch noch erhalten. Mit der der Öffnung der Kaisergräber im Sommer 1900 nahm auch die wissenschaftliche Diskussion um das „vergessene Kaiserdenkmal“ an Fahrt auf und ist bis heute Gegenstand zahlreicher Forschungen geblieben.

Unter der gemeinsamen Rubrik „Speyer, das Reich und die Habsburger“ sind weitere fünf Beiträge zusammengeführt, von denen der Aufsatz von Manuel Kamenzin (S. 269–293) die Beisetzung König Rudolfs in die Tradition weiterer königlicher Grablegen des 13. und 14. Jahrhunderts stellt. Die narrative Ausgestaltung der historiographischen Quellen machte Speyer zum angestammten Begräbnisort für Rudolf, obwohl der Habsburger keine besondere Beziehung zu dieser Stadt hatte und andere Grablegen ebenso in Frage gekommen wären. Aus dem Blickwinkel mancher zeitgenössischen Quellen sei der Habsburger demnach zielgerichtet zum Sterben nach Speyer gekommen.

Gerhard Fouquet (S. 295–317) analysiert die Verbindungen des Domkapitels zum ersten Habsburgerkönig, während der Beitrag von Kurt Andermann (S. 319–330) dessen Beziehungen zur Stadt Speyer in den Blick nimmt. Aus der Stadt in den Dom zurück führt die Analyse von Benjamin Müsegades (S. 331–348) über die Kirchenpatrone des Speyerer Domes, insbesondere die Rolle des Erzmärtyrers Stephan und des gleichnamigen spätantiken Papstes. Zu diesen beiden mittelalterlichen Kirchenpatronen werden Spuren in der Speyerer Sakraltopographie und Liturgie verfolgt.

Diesen thematischen Block rundet der Überblick von Alexander Schubert (S. 349–362) ab. Dabei handelt es sich im ersten Teil um einen Überblick zu kulturhistorischen Ausstellungen über mittelalterliche Königs- und Kaiserdynastien und zum anderen um eine konzeptionelle Skizze für eine neue Habsburgerausstellung.

Der abschließende Themenblock gilt „Habsburg auf dem Weg zur Weltmacht“. Martin Kintzinger skizziert in seinem konzisen Beitrag das habsburgische Kaisertum im Spätmittelalter (S. 363–391): Unter den prägenden Herrschergestalten Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian vollzog sich eine „systematische Verbindung von Reichs- und Dynastiepolitik“, die in die beginnende Moderne führte und trotz verschiedener Krisenphasen die „Karriere der Dynastie“ und die Sicherung des Thrones bis zum Ende des Alten Reiches garantierte.

Den ostmitteleuropäischen Raum in seinen Verknüpfungen mit Habsburg stellt der Aufsatz von Julia Burkhardt (S. 393–410) vor, während Klaus Oschema (S. 411–438) den „Weg des Hauses Habsburg in den Westen Europas“ bis zum Tod Maximilians vorstellt. Claudia Märkl (S. 439–458) schließlich demonstriert an den Beziehungen und den Konflikten der habsburgischen Kaiser zu den osmanischen Sultanen im Zeitraum von 1453 bis einschließlich 1519, wie sehr frühere Forschungsbewertungen zeitgebunden waren. Der abschließende Beitrag von Heinz-Dieter Heimann (S. 459–485) thematisiert in einem weiten Bogen den Mythos der Habsburger als Universalmonarchie und stellt dazu besonders die Devise

Karls V. („Plus ultra“) sowie genealogische und dynastische Bildprogramme in den Mittelpunkt seiner Überlegungen.

Eine Stammtafel zu den mittelalterlichen Habsburgern (S. 486), ein umfangreiches Abbildungsverzeichnis und ein ausführliches Namenregister erschließen den instruktiven Sammelband, der für zukünftige Forschungen über das Haus Habsburg wichtig bleiben wird.

Erwin Frauenknecht

Manuel KAMENZIN, Die Tode der römisch-deutschen Könige und Kaiser (1150–1349) (Mittelalter-Forschungen, Bd. 64). Ostfildern: Jan Thorbecke 2020. 586 S. ISBN 978-3-7995-4385-9. € 68,-

Tod und Sterben ist ein in den letzten Jahren wieder florierendes Forschungsfeld der internationalen Mediävistik, auch wenn für den deutschsprachigen Raum der Eindruck entstehen könnte, dass sich jüngst vornehmlich dem Tod und den Toten gewidmet wurde, während der Prozess des Sterbens selbst eher in englischsprachigen Veröffentlichungen in den Blick genommen wurde. Der Titel von Manuel Kamenzins Buch „Die Tode der römisch-deutschen Könige und Kaiser (1150–1349)“, in dem er die Ergebnisse seiner Heidelberger Dissertation aus dem Jahr 2017 aufbereitet, lässt für diesen Band selbiges vermuten. Aus der Warte der Erforschung von Sterben und Tod im Mittelalter wählt Kamenzin erfreulicherweise aber einen Zugriff, der Sterbeprozess und Todesmoment gemeinsam betrachtet. Seine zeitliche Eingrenzung – die Tode von Heinrich (VI.) bis Günther von Schwarzburg – erklärt sich einerseits aus dem Desiderat einer systematischen und vergleichenden Analyse der zeitgenössischen Berichte des Sterbens und Todes dieser Herrscher. Andererseits setzt Kamenzin mit der Goldenen Bulle auch einen historisch begründeten Schlusspunkt seiner Arbeit (S. 13–16).

Der Forschungsüberblick wiederum zeugt davon, wie breit Kamenzin sich mit dem Thema Tod und Sterben im Mittelalter auseinandergesetzt hat. Dabei bleibt die Beschäftigung mit der Forschungsgeschichte des Spezial- (Tod der Könige) und des übergeordneten Themas (Tod und Sterben allgemein) allerdings etwas unverbunden, die Frage bleibt offen, inwiefern Entwicklungen im allgemeinen Feld die Studien zu Sterben und Tod der Herrscher beeinflusst haben und vice versa. Zwar geht Kamenzin auf einige für seine Arbeit besonders bedeutende Studien ein, womöglich hätte hier dennoch ein stärker systematisierender Blick den ansonsten sehr umfassenden Forschungsbericht noch abgerundet (S. 19–28). Gleiches lässt sich für das Fazit sagen, wäre doch auch dort eine deutlichere Einordnung der Ergebnisse in die allgemeine Forschung zu Sterben und Tod erfreulich gewesen, zum Beispiel im Hinblick darauf, wie sich die Arbeit mit ihrem ideen- und vorstellungsgeschichtlichen Ansatz zu der in der Forschung zu Sterben und Tod jüngst deutlich favorisierten mediengeschichtlichen Methodologie positioniert.

Dabei leistet Kamenzin für dieses Forschungsfeld immer wieder wichtige Begriffsarbeit, unterscheidet er zum Beispiel zwischen Todesnotiz und Todesschilderung und bietet mit dem zweiten Lemma einen sinnvollen Ersatz für den problematischen Begriff der „Sterbeszene“ (S. 31 f.). Als besonders wertvoll erweist sich zudem, dass Kamenzin sein Instrumentarium zur Analyse der narrativen Umsetzung herrschaftlicher Tode aus spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen selbst generiert: Damit wird er nicht nur der Tatsache gerecht, dass der Diskurs um Sterben und Tod zutiefst durch biblische und patristische Traditionen geprägt ist, sondern er arbeitet auch mit den Traditionslinien der historiographischen Gat-